Beruf als Berufung

Myrtha Frick

Myrtha Frick im Labor der Praxis von Dr. med. Georg Constam etwa 1954. *Foto: Elsy Tiefenbacher*

Das Wort Beruf hat mit Berufung zu tun. Der Beruf ist nicht nur – wie man heute sagt – ein Job; er wäre eigentlich das, wozu man sich berufen fühlt.

Das NZZ-Folio (Mai 2011) brachte eine lange Aufstellung der beliebtesten heutigen «Traumberufe» – zahlreiche, von denen sich in meinen jungen Jahren noch niemand vorstellen konnte, dass es sie einmal gäbe. Fast wenn sie noch Kinder sind, werden heutzutage die jungen Leute beraten. Früh wird geprüft, wozu sie sich eignen könnten. Und doch meine ich, dass es für meine Generation vor 55 und 60 Jahren leichter war als heute, eine Aufgabe zu finden, mit welcher man sich ein Leben lang am richtigen Platz wähnen kann.

Mir ist nach der Handelsschule der richtige Beruf einfach in den Schoss gefallen. Da war in der Zeitung ein Chiffre-Inserat, durch welches ein Internist eine Arztgehilfin-Laborantin-Lehrtochter suchte. (Schulen für diesen Beruf gab es damals erst eine in der Schweiz, in Bern). Ich bewarb mich also und wurde angenommen. Beim Vorstellungsgespräch sagte mein zukünftiger Chef: «Bei mir bleibt man, bis man heiratet»; und da ich nie geheiratet habe, blieb ich. Auch als mein erster Chef altershalber zu arbeiten auf-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

hörte, blieb ich bei seinem Nachfolger. Im ganzen 43 Jahre lang. Dass sich in diesen Jahrzehnten – wie überall – auch in einer Arztpraxis vieles radikal änderte, braucht kaum erwähnt zu werden.

Ich will nicht von diesen 43 Jahren berichten; ich möchte nur einige «Highlights» erzählen aus meinen Anfängen, ab 1952 bei Dr. med. Georg Constam an der Tödistrasse in Zürich-Enge. Schon der Arbeitsweg war ein Erlebnis: Vor 60 Jahren fuhr unser brauner Küsnachter Bus erst *einmal* pro Stunde ab Bellevue und nur bis zur Schiedhaldenstrasse und zurück. Wenn ich ihn im Sommer am Morgen verpasste, ging ich zu Fuss via Rumensee zur Rehalp, von wo immerhin alle zwölf Minuten ein Tram fuhr. Im Winter machte ich in solchen Fällen Autostop.

Aufgaben einer Arztgehilfin vor 50 und 60 Jahren

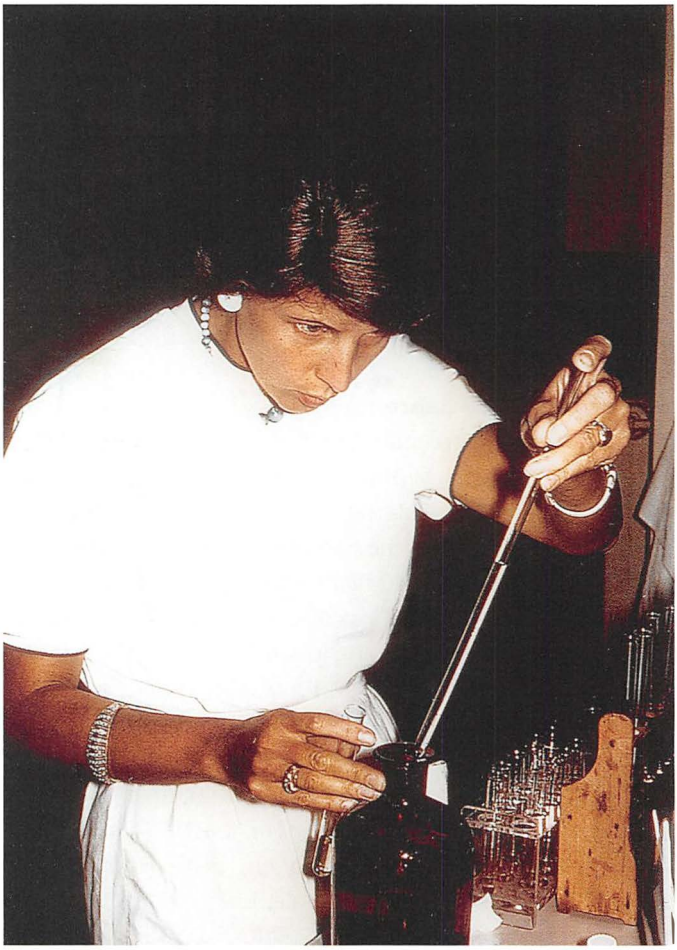
Wir kannten keine 44- oder 48-Stunden-Woche; man arbeitete so lange, wie es Arbeit gab und die Patienten einen brauchten, oft über Mittag, manchmal abends bis gegen 20 Uhr. Ich reiste z. B. auch während der Weihnachtsferien zwei- bis dreimal pro Woche in die Praxis, wenn in dieser Zeit die Injektionskur eines Patienten nicht unterbrochen werden sollte. Die Spitex gab es ja noch jahrzehntelang nicht. Und einmal rannte ich, als der Chef auf seinen Hausbesuchen und nicht in der Praxis war, notfallmässig mit der helfenden Spritze in eine nahe Anwaltspraxis, weil dort eine junge Sekretärin beim Diktat bewusstlos in eine Unterzuckerung gefallen war. Es gelang mir zum Glück, die junge Patientin rasch wieder zu sich zu bringen. Dieses Ereignis kam sogar im Kantonsrat – lobend – auf die Traktandenliste; denn jener Anwalt war Kantonsrat.

In einer internistischen, hauptsächlich diabetologischen Praxis machte man in den fünfziger Jahren noch sehr vieles, wozu man heutzutage an fünf bis sechs verschiedene Spezialisten überweisen würde: Neben den üblichen Injektionen, EKG, Röntgen und sehr vielen Laboruntersuchungen half ich auch bei Kleinchirurgie, beim Nähen, bei intraarteriellen Injektionen, sogar bei Knochenmarkpunktionen. Selbst Bluttransfusionen steckte der praktizierende Arzt wenn nötig auch beim Patienten zu Hause, und als Gehilfin hatte ich diese zu überwachen und kunstgerecht zu beenden.

Fast alle Lösungen, die wir im Labor brauchten, stellten wir selber her, wozu wir jeweils die analytische Waage der benachbarten Apotheke ausleihen konnten. Im Vergleich zu heute ging man äusserst sparsam um mit allem Material. Die Rationierung lag noch nicht sehr weit zurück. Als ich einmal aus dem Wattedispenser einen etwas grossen Wattebausch zupfte, sagte Dr. Constam prompt: «D Helfti Watte hetts au tue.» Wegwerfprodukte gab es natürlich noch lange keine; wir wuschen Gläser und Pipetten ab, wir kochten Spritzen, Nadeln und Instrumente in destilliertem Wasser in einer Pfanne aus. Sogar der Trockensterilisationsapparat war in den ersten Jahren in der Praxis noch nicht vorhanden.

Hausbesuche

Und selbstverständlich machte man Hausbesuche, auch als Gehilfin. Wir waren zu dritt (eine Gehilfin jeweils in Ausbildung). Dr. Constam hatte einen Lehrauftrag am damaligen Kantonsspital und leitete einmal in der Woche die dortige Diabetessprechstunde.



Myrtha Frick im Labor etwa 1965.
Foto: Dr. med. Frédéric Belser

An diesen Halbtagen erledigte eine Gehilfin Schreibarbeiten in der Praxis, die andern beiden wanderten mit einem Köfferchen in allen Stadtteilen herum – bis Altstetten und Schlieren –, um Blutproben fürs Labor zu holen, Injektionen oder Verbände zu machen. So kam ich auch in viele Hotels zu ausländischen Patienten und sogar in den Salonwagen des Zirkus Knie, als einer der damaligen Herren Knie notfallmässig Hilfe brauchte. Und nachdem er geheilt war, schickte er in jeder Saison, wenn der Zirkus nach Zürich kam, vier Freikarten für eine Aufführung, die wir alljährlich, zusammen mit dem Chef, riesig genossen.

Mitte der Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts wurde die Bestimmung der Prothrombinzeit nach Quick eingeführt. Sie musste sofort an Ort und Stelle verarbeitet werden und konnte nicht im Köfferchen von wer weiss wo mit dem Tram in die Praxis gebracht werden. Wenn also eine Quick-Kontrolle bei einem Patienten zu Hause gemacht werden musste, richtete ich mich deshalb in der Küche des Patienten mit der Spaghetti-Pfanne als Wasserbad ein. – Als ich einmal morgens früh im Hotel Eden einem freundlichen Herrn aus Brasilien Blut hätte entnehmen sollen und den Schlauch zum Stauen

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

der Vene vergessen hatte, reichte er mir kurzerhand seinen Hosenträger, womit die Sache genauso gut ging.

Patienten aus aller Welt

Zu jener Zeit gab es nur zwei Diabetologen in der Schweiz (der andere war in Genf), und beide waren weit über unsere Grenze hinaus bekannt. Da erschien als Patient z. B. der damalige «Ruler of Kuwait», es kamen Patienten aus Spanien, Skandinavien, aus Ägypten, Libyen, Indien, der Mongolei, USA oder Australien, fast aus der ganzen Welt.

Ein ganz besonderer Fall war die alte Königin von Nepal. Sie wurde in einem kalten November todkrank, von ihrer ganzen Familie begleitet, zu Dr. Constam in die Klinik Hirslanden gebracht. Da sie und ihre Familie Hindus waren und Hindus kurz vor dem Tod ins Freie gebracht werden und eine heilige Kuh berühren müssen, war der Kummer der Königsfamilie weniger die Krankheit der Mutter als die heilige Kuh. Zu jener Zeit kannte ich den Zoodirektor Dr. Heini Hediger von gemeinsamen Reisen. Ich getraute mich deshalb, ihn anzurufen, und erzählte ihm unser Problem, worauf er sagte: «Kai Problem, i schicke line e Watussikue und e Wärter ins Hirslande.» Wärter und Watussikuh wanderten also zu Fuss vom Zoo auf die Wiese neben der Klinik und blieben für fast drei Wochen dort. Dann ging es der Königin wieder viel besser; niemand dachte mehr ans Sterben. Kuh und Wärter konnten wieder in den Zoo spazieren und die Königin zurück nach Indien fliegen. – Die Sache hatte noch ein langes Nachspiel: Weil der Königin in der Klinik die Galakäslein zum Frühstück so gefallen hatten, musste ich ihr viele Monate lang, solange sie noch lebte, jeden Samstag ein Galakäsli-Luftpostexpresspaket nach Indien schicken!

Unter den besonderen Patienten gab es gelegentlich auch Filous: Da liess sich z. B. einer für viele Wochen im Hotel Baur au Lac nieder; er kam täglich zu Untersuchungen und Behandlungen in die Praxis, er brauchte Medikamente; er kaufte an der Bahnhofstrasse tausend teure Sachen ein und benutzte täglich die Hotellimousine mit Chauffeur. Dann erschien er aber einmal nicht zur abgemachten Zeit in der Praxis. Dafür rief man aus dem Baur au Lac an, der Herr X aus Zypern sei ohne Bezahlung verschwunden; im Hotelzimmer hätten sich nur noch drei leere Koffer befunden. Die Arztrechnung war natürlich auch nicht beglichen. Ein anderes Beispiel war ein amerikanischer Diamantenhändler, den wir wegen mangelnder Zahlungsmoral nur noch gegen Vorauszahlung für die Sprechstunde notierten.

Pekuniäres

Da ich schon beim Thema Rechnungen und Bezahlung bin, noch ein paar Worte zu den damaligen Arzttarifen: Vor 60 und 50 Jahren gab es drei Krankenkassentarife. Bei Tarif I, dem bescheidensten, kostete eine Konsultation 3.60 Franken, eine Urin- oder Blutuntersuchung 3.30 Franken. Die Cholesterinbestimmungen hingegen, die ja heute vom Patienten selber gemacht werden können, konnten wir in Europa noch gar nicht durchführen; eine Kassenleistung waren sie eh nicht. In den frühen fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts schickte man sie zu einem horrenden Preis in die USA!

Bei Kassen-Tarif II, der für die etwas besser Gestellten galt, durfte man zum Tarif I noch 20 Prozent dazurechnen; schliesslich gab es noch einen Kassen-Privattarif, der

noch etwas höher lag. Rund zwei Drittel von Dr. Constams Patienten hatten aber gar keine Krankenkasse. Damals wurden nämlich Menschen, die bereits an einer chronischen Krankheit litten (eben z. B. an einer Zuckerkrankheit), gar nicht mehr in eine Krankenkasse aufgenommen; und es gab auch damals schon diabetische Kleinkinder. Unter den Patienten, die keine Krankenkasse hatten, waren deshalb auch einige, die Dr. Constam mehr oder weniger gratis behandelte, weil sie die lebenslangen Kosten für Medikamente und Konsultationen nicht hätten bezahlen können. – Frau Bundesrat Dreifuss kam erst viel viel später.

Hobby als Nebenberuf

Als die ersten Gruppenpraxen Mode wurden, nahm Dr. Constam 1962 den jungen Dr. Belser in seine Räume auf. Ich war mit dem immer grösser und immer technischer werdenden Betrieb je länger, je weniger glücklich und erwog einen Berufswechsel. Reisen war, sobald nach dem Zweiten Weltkrieg die Grenzen wieder aufgegangen waren, meine grosse Liebe geworden. Arztgehilfin war zu jenen Zeiten nicht gerade ein hochbezahlter Beruf; dafür hatte man viel mehr Ferien als in anderen Berufen. So war ich in allen Ferien unterwegs: kreuz und quer durch Europa, zu Fuss durch die Peloponnes, mit dem Velo im Niltal, mit dem Bus durch die Türkei, mit der Bahn bis Bagdad, Syrien, Irak und Indien, mit dem Mietauto durch Mexiko, zu Schiff im Mittelmeer, nach Westafrika, Grönland und Spitzbergen und auf den meisten schiffbaren Flüssen Europas. Gelegentlich mit Freunden, oft auch allein oder mit der damaligen Gesellschaft für Akademische Reisen. So war ich, als der Praxisbetrieb immer hektischer wurde, nicht abgeneigt, ganz zu dieser Reiseorganisation zu wechseln.

Doch da hatte mein junger Chef die Glanzidee, die es ermöglichte, die Arbeit in der Praxis und das Organisieren von Reisen zu verbinden. Noch war es die Pionierzeit des Reisens, vor allem der Kreuzfahrten. Da kam Dr. Belser auf die Idee, ich könnte doch, statt die Stelle zu wechseln, Fortbildungskreuzfahrten für die Schweizerische Diabetes-Gesellschaft organisieren. Er würde mit einigen Kollegen die medizinische Fortbildung betreuen, und ich könnte jeweils das Schiff erkunden und die Reiseroute und das Kulturprogramm zusammenstellen. Gesagt, getan. 1970 reisten er, sein massgebender Kollege der Diabetes-Gesellschaft und ich nach Venedig, um ein erstes Kreuzfahrtschiff zu besichtigen und mit dem Kapitän zu sprechen. Der jugoslawische Kapitän sprach nur Italienisch, meine beiden Begleiter sprachen es nicht. Also lag es an mir zu verhandeln. Als ich dem Kapitän erzählte, wir kämen mit Diabetikern, die ein etwas besonderes Essen benötigten, fragte er mich entsetzt: «Diabetiker, sind die angezogen?» Zuerst verstand ich seine Frage nicht. Aber dann erklärte er mir, die Reederei habe schon einmal sein Schiff an eine Gesellschaft, deren Namen er nicht verstanden hatte, verchartert. Und dann seien mehr als 150 Leute mit Sack und Pack angekommen und hätten sich auf dem Schiff eingerichtet – und fünf Minuten nach Ablegen aus Venedig sei die ganze Gesellschaft splitternackt auf Deck, im Speisesaal, im Salon, überall auf dem Schiff herumgelaufen; denn es habe sich um den Nudistenverein vom Chiemgau gehandelt. Da habe er beigedreht und gesagt, sie könnten gleich wieder aussteigen. Schliesslich hätten sie sich aber darauf geeinigt, dass die Nudisten in den Kabinen und auf Deck blutt sein

dürften, dort aber nicht bedient würden, in allen Räumen aber bekleidet sein müssten. Der Charterpreis für zwei Wochen eines Schiffes jener Grösse betrug damals gut und gern 40 000 US-Dollar (zum damaligen Kurs von mehr als 4.30 Franken), auf welche die jugoslawische Schiffahrtslinie natürlich nicht verzichten wollte.

Ich konnte unseren Kapitän beruhigen, unsere Gäste seien bekleidet. Unser Chartervertrag kam zustande. Diese erste Fahrt zu den griechischen Inseln und nach Istanbul war innert kurzer Zeit ausverkauft und wurde so begeistert aufgenommen, dass weder die Crew noch die Passagiere vom Schiff steigen mochten, bevor wir den Vertrag für eine zweite Fahrt unterschrieben hatten. Ab der zweiten Fahrt nannten wir sie, da es sich ja um medizinische Fortbildungskurse in Diabetologie handelte, Diabetonautenfahrten. Und im Laufe von mehr als 20 Jahren (alle zwei bis drei Jahre, wenn jeweils genügend neuer Stoff für die Fortbildung zur Verfügung stand) fanden elf Diabetonautenfahrten

Die alte «Philippos», eines der ersten Kreuzfahrtschiffe im Mittelmeer.

statt: mehrere im Mittelmeer, aber auch auf dem Nil, auf der Donau, auf Rhein, Rhone, Elbe, Mosel. – Und die Freundschaften, die auf diesen Reisen entstanden, halten noch heute, nach 30 und 40 Jahren.

«Journalismus»

Für diese Fahrten schrieb ich jeweils einen kleinen Reiseführer, ein kulturelles Logbuch. Dies wiederum brachte den damaligen Präsidenten der Schweizerischen Diabetes-Gesellschaft noch auf eine weitere Idee: Da man jetzt jemanden habe, der schreiben könne, wolle man doch auch eine eigene Zeitschrift herausgeben und mich, zusammen mit drei Ärzten, in die Redaktion abordnen. Diese Zeitschrift entstand; 1974 erschien die erste Nummer. Heute erscheint das D-Journal natürlich viel umfangreicher und vielfarbiger als zu Beginn und in einer bedeutend grösseren Auflage. Ich bin aber immer noch ein bisschen dabei.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch